

Kleidung und Hygiene

Bettina Mandl und Christa Bauer

»Da wir mit Mißfallen wahrnehmen müssen, wie der höchst schädliche Luxus immer höher gestiegen, daß solcher Mißbrauch von unten her seinen Ursprung genommen, indem die geringen Standespersonen sich solche Kleider angemaßt, die nur den höheren gebühret, ...«

Heute zählt Wien zu den saubersten Städten Europas, in einer Studie des Vereins IBAL (Irish Business Against Litter) belegt Wien den zweiten Platz hinter Riga.

Im Jahre 1671 erließ Kaiser Leopold I. das Luxuspatent, in dem die Untertanen in fünf Klassen eingeteilt und je nach Zugehörigkeit zum Tragen standesgemäßer Kleidung angehalten wurden. Damit sollte die hierarchisch segmentierte barocke Gesellschaft klar unterscheidbar sein.

Doch seitens aller möglichen städtischen Bevölkerungskreise versuchte man stets, die verordneten Unterscheidungskriterien auszuhöheln. Immer wieder wurde Klage darüber geführt. Hinlänglich bekannt ist das Zitat des Hofpredigers Abraham a Sancta Clara: »... sogar der geringste Grundschnippel und schlechteste Kuchelschlamp in Frantzösischer Modi daher prangt ...«.

Die Kleidungsstücke unterschieden sich vor allem in den Materialien und in der Aufwändigkeit der Ausarbeitung, während die Schnitte nur geringfügig voneinander abwichen. Bei den kostbaren Stoffen reichte die Palette von der Seide bis zum Damast, Brokat und Samt mit unterschiedlichsten Mustern. Die niederen Stände fertigten ihre Kleidung aus einfarbigen Woll- und Tuchstoffen in gedämpften Farben.

Die Chemise war eine Art Unterkleid, das als unterste Kleidungsschicht getragen wurde, von allen Gesellschaftsschichten und unter allen Kleidern. Vielen diente es auch als Nachthemd.

Das Kleid wurde in Rock und Mieder, unter dem das Hemd am Dekolleté und an den Ärmeln sichtbar blieb, geteilt. Über

dem Mieder trug Frau das Corsetl, eine vorne geknöpfte Jacke mit kurzem Schoß und dreiviertellangen Ärmeln. Mit dem Fichu (=Brusttuch) wurde das Dekolleté verhüllt und so der Anstand gewahrt. Um doch ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen, betonte Frau kokett ihr Hinterteil mit Weiberspeck, eine ringartige Wulst, die sie sich unter dem Rock um die Hüften band. Bei den weniger Wohlhabenden ersetzte der Weiberspeck also den teuren Reifrock. Leichte Hauben zierten das Haupt der Dame.

Ein Männeranzug des 18. Jahrhunderts bestand aus Culotte (=Kniehose), Gilet (=Weste) und Justaucorps (=Rock). Dazu kamen Hemd, Halsbinde und überknie-lange Strümpfe. Die Zopf- und Haarbeutelrücke gehörte ebenso dazu wie der Dreispitz. Der Mann aus einfacheren Verhältnissen begnügte sich mit einem schweren runden Filzhut.

Frau und Mann trugen Schuhe aus derbem, schwarzem Leder, wobei der Männerschuh oftmals rote Sohlen und einen roten Absatz aufwies, geschlossen wurden sie mit Schnallen. Das gemeine Volk trug Holzschuhe, in denen sie laufen und arbeiten konnten.

Per Handschreiben Maria Theresias vom 24. September 1766 fanden die Kleiderordnungen ihr endgültiges Ende. Jeder sollte tragen können, was er sich kaufen konnte. Die wirtschaftlichen Beweggründe schafften hier der Gesellschaft neuen Raum: »Selbst wenn ein Bürger durch Verschwendung seines Vermögens, we-



Hygiene im 18. Jahrhundert



Elegante Männerkleidung aus dem 18. Jahrhundert
(Gemälde von William Hogarth)

gen der Pracht zugrunde gehen sollte, hat er vielleicht 10 arbeitenden Familien dadurch geholfen und Lohn verschafft. Dies Argument zerstreut alle Einwürfe gegen die Pracht.« (Joseph Sonnenfels, 1771)

Hygiene – zwischen Fäulnis und Parfum

Schwer vorstellbar, wie schmutzig Wien im Barock war: Die Straßen waren mit Unrat, Schlachtabfällen sowie Fäkalien verunreinigt. Der dadurch verursachte furchtbare Gestank wurde durch die mangelnde Kanalisation und den Leichengeruch der Friedhöfe verstärkt.

Natürlich versuchte man, der Situation Herr zu werden, allerdings waren diese Versuche nicht immer erfolgreich.

Der Bau von gemauerten Kanälen entlang der Straßen ermöglichte, dass das Schmutzwasser abfließen konnte. Allerdings gab es keine Gehsteige, sodass sich die Fußgänger ihren Weg durch unappetitliche Rinnsale bahnen mussten. Der deutsche Schriftsteller Friedrich Nicolai schrieb, dass auf den Straßen Löcher wären, in die der Abfluss ging und die zur »Verhütung des Kindsmordes« mit Eisengittern verschlossen waren. Die Kanäle mündeten in die offenen Bäche der Stadt, die man somit nur noch als Kloaken bezeichnen konnte – es herrschte ein ständiger fauler Geruch, das Wohnen entlang der Bäche wurde als gesundheitsschädlich eingestuft.

Ein weiteres Übel war der ständige Staub, der von Wagenrädern, Menschen und Tieren aufgewirbelt wurde. Nicht selten irrten die Menschen wie durch einen Nebel und verglichen Wien mit Wüsten. Nach Regenfällen waren die Straßen mit tiefem Schlamm bedeckt, zeitgenössischen Aussagen zufolge bekamen die Häuser und Menschen dadurch wahre »Kotverkleidungen«.

Zwischen 1650 und 1800 entstanden 14 Wasserleitungen, allerdings durften nur vier vom Volk benutzt werden, die restlichen zehn waren für den Adel und den Klerus bestimmt.



Daher waren die Hausbrunnen für viele Menschen weiterhin die wichtigsten Wasserquellen. Jedoch war ihr Wasser schmutzig und wenig wohlschmeckend, sein »Genuss« führte zu zahlreichen Erkrankungen.

Die Menschen betrieben einen äußerst geringen Aufwand an Körperpflege. Sie befürchteten, dass durch das Wasser Stoffe in die Haut eindringen und die Organe schädigen könnten. Sie wussten nicht, dass zwischen Waschen und Gesundheit ein Zusammenhang besteht, daher reinigten sie ihre Körper trocken, indem sie sich mit Tüchern abrieben. Zu Hause wusch man sich in Waschschüsseln, Vollbäder nahm man nur aus medizinischen Gründen in Badehäusern. Die Reinigung war auf Gesicht und Hände, schon seltener auch die Füße, beschränkt. Die Haare wurden kaum gewaschen, um den Schein der Sauberkeit zu wahren, verwendete man weißes Puder.

Da die Menschen aufgrund dieser mangelhaften Hygiene natürlich nicht besonders gut rochen, musste das Parfum diesen üblen Geruch überdecken. Darüber hinaus schrieb man dem Parfum reinigende Wirkung zu und verzichtete meist

auf regelmäßige Reinigung der Kleidung oder täglichen Wechsel der Wäsche. Dafür empfahl man aber immerhin das zweimalige Abreiben der Zähne mit einem Pulver sowie eine morgendliche Spülung des Mundes.

Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert begann sich die Situation zu verbessern, nicht zuletzt wegen der wachsenden Sensibilisierung des Geruchssinns

Literatur:

Gabriele Praschl-Bichler, Alltag im Barock (Graz 1995)

Sylvia Mattl-Wurm, Wien vom Barock bis zur Aufklärung (Wien 1999)

Peter Payer, Der Gestank von Wien (Wien 1997)

Ruth Koblizek / Nicole Süßenbek, Wasser in jedwedem Haus – Die Trinkwasserversorgung Wiens (Wien 2003)

Quellen:

www.marquise.de